

Baldo Blinkert

Was macht eine Stadt sozial?

Vortrag auf der Tagung der Heinrich-Böll-Stiftung „Soziale Stadt“ – Freiburg 7.2.2004

Ich soll diese Frage in einer eher allgemeinen Weise beantworten - also nicht in dem engeren Sinn des Bund-Länder-Programms „soziale Stadt“. Das war jedenfalls der Wunsch der Veranstalter. Ich werde deshalb auch nicht auf gegenwärtige Probleme im Zusammenhang mit dem Thema „soziale Stadt“ eingehen - nicht auf wirtschaftlichen und sozialen Strukturwandel, nicht auf Globalisierung oder auf Tendenzen zur sozialen Polarisierung. Ich nehme an, dass wird alles im zweiten Vortrag behandelt - und ich wüsste niemand, der besser geeignet ist, darüber zu berichten als Hartmut Häußermann.

Bei mir geht es dagegen um die ganz allgemeine Frage: Was macht eine Stadt eigentlich sozial? Besteht die soziale Qualität einer Stadt aus der Summe des „sozialen Verhaltens“ der einzelnen Bewohner?

Oder gibt es irgendeine Qualität, die wir dann als „sozial“ bezeichnen, die sich nicht über die Eigenschaften und das Verhalten der Bewohner beschreiben lässt, sondern z.B. über Institutionen oder über räumliche Arrangements?

Und was schließlich ist eigentlich mit „Stadt“ gemeint? Ich bin kein Stadtsoziologe und kann deshalb zu Beginn vielleicht einige etwas despektierliche Anmerkungen zu dem Begriff „Stadt“ machen. Es ist für mich ziemlich zweifelhaft, ob der Begriff „Stadt“ überhaupt noch eine sinnvolle Kategorie ist. Es gibt zwar administrativ-politische Einheiten, die wir Stadt nennen - z.B. die Stadt Freiburg, oder Staufen, oder Frankfurt, aber natürlich auch Los Angeles oder La Paz. Aber haben diese Einheiten wirklich so viel gemeinsam, dass wir sie mit dem gleichen Begriff bezeichnen sollten? Können wir für derartig unterschiedliche Einheiten in der gleichen Weise bestimmen, was an ihnen „sozial“ ist? Und wenn wir uns eine dieser Einheiten ansehen z.B. Freiburg - was spricht dann eigentlich dafür, unsere Betrachtungen nur auf den administrativ-politisch definierten Raum zu beschränken? Wäre es nicht sinnvoller, die Nachbarorte - z.B. Umkirch oder Gottenheim - auch mit einzubeziehen? Wenn wir nach dem „Sozialen“ fragen, können wir eigentlich nicht an den administrativpolitischen Grenzen haltmachen, sondern müssten den Blick auch in das Umfeld, in die Agglomeration richten. Das ist auch deshalb wichtig und sinnvoll, weil zwischen Umfeld und Kernstadt doch sehr enge Verflechtungen und Austauschbeziehungen bestehen - in wirtschaftlicher, kultureller und auch in sozialer Hinsicht.

Und wenn wir von „Stadt“ sprechen sollten wir auch eines nicht vergessen: unsere moderne Gesellschaft ist durch und durch städtisch. Das gilt für unsere Lebensweise, für die Ökonomie und auch für die Mentalitäten der Menschen. Die Leute aus Umkirch sind gewiss nicht weniger

städtisch als die aus dem Stadtviertel Mooswald - nur weil sie nicht zur „Stadt Freiburg“ gehören. Diesen scharfen Unterschied zwischen Stadt und Land gab es sicher in der Vergangenheit, aber moderne Gesellschaften sind im Wesentlichen städtische Gesellschaften.

Sie sehen, auf welche Schwierigkeiten man stößt, wenn man darüber nachdenkt, was eine Stadt sozial macht - schon der potentielle Träger des Attributs „sozial“ ist nicht klar bestimmbar.

Ich werde im Folgenden aber weiter von „Stadt“ sprechen - aus Gründen der sprachlichen Vereinfachung, aber ich meine damit auch räumliche Einheiten, wie z.B. Agglomerationen, Wohnquartiere, und gelegentlich auch Dörfer.

Ich komme dann zu dem Begriff „sozial“. Wann ist eine dieser räumlichen Einheiten - ob Dorf, Quartier, Kernstadt oder Agglomeration - sozial?

Ich werde versuchen, diese Frage in zwei Schritten zu beantworten:

Ich beginne zunächst damit, dass ich einige Verhaltensweisen von *Personen* - von Individuen - beschreibe, von denen ich annehme, dass wir sie als „sozial“ betrachten. Wir könnten dann ganz einfachen sagen, dass eine Stadt in dem Maße „sozial“ ist, in dem diese Verhaltensweisen vorkommen.

In einem zweiten Schritt frage ich dann, ob diese Vorgehensweise ausreichend ist und ob es nicht notwendig ist, auch soziale Qualitäten zu berücksichtigen, die wir nicht mit Individuen in Verbindung bringen können, die sich also auf ganz andere Objekte beziehen.

Schritt 1 - bzw. These 1: Die soziale Qualität einer Stadt beruht auf dem sozialen Verhalten der Bewohner.

Das ist sicher eine elementare Wahrheit - aber es ist vielleicht doch nützlich, sie einmal auszusprechen - auch um zeigen, dass wir, die Stadtbewohner, ja in ganz erheblichem Maße selber für die soziale Qualität unserer Stadt verantwortlich sind.

Aber was ist unter „sozialem Verhalten“ zu verstehen? Ich beginne mit der Umgangssprache, in der „sozial“ wohl vor allem mit zwei Bedeutungen in Verbindung gebracht wird:

1. Man kann damit meinen, dass ein Mensch kein Eigenbrötler ist, dass er sich nicht isoliert, sondern den Kontakt zu anderen sucht. Sozial wird hier also im Sinne von gesellig verstanden.
2. Die Bezeichnung „sozial“ kann aber auch zum Ausdruck bringen, dass jemand sich um andere kümmert, nicht egoistisch ist und nur an seine eigenen Vorteile denkt und andere nicht übervorteilt oder ausgrenzt. Ein anderes Wort dafür wäre Solidarität: ein sozialer Mensch ist also jemand, der solidarisch gegenüber anderen handelt. Das wären dann zwei elementare Bedeutungen für „sozial“ - gesellig und solidarisch - und eine Stadt hat sicher eine hohe soziale Qualität, wenn viele Menschen gesellig sind - also offen für Kontakte - und wenn sie Solidarität gegenüber anderen praktizieren. Und natürlich gilt auch: wenn möglichst wenig Menschen ungesellig sind und sich egoistisch verhalten.

Aber diese Beschreibung ist sicher noch nicht differenziert genug. Es erscheint mir vor allem sinnvoll, die Bedeutung von solidarisch etwas weiter zu fassen, um einen wichtigen Aspekt der sozialen Qualität einer Stadt verstehen zu können. Ich komme damit zu einer dritten Bedeutung:

3. Die soziale Qualität einer Stadt lässt sich auch daran bemessen, in welchem Maße die Bewohner sich für die Belange der Stadt interessieren, sich für das Gemeinwesen engagieren und Verpflichtungen übernehmen. Das ist natürlich auch eine Form von Solidarität - man könnte sie vielleicht „Solidarität im Fernraum“ nennen, denn die Adressaten des solidarischen Handelns sind i.a. nicht Verwandte, Freunde oder enge Bekannte, sondern Fremde oder das Gemeinwesen als solches. Dazu gehört nicht nur die Teilnahme an Wahlen, sondern auch die ehrenamtliche Mitarbeit in Gremien, in Organisationen und in Initiativen. Eine andere Bezeichnung für diese Art des solidarischen Handelns ist „zivilgesellschaftliches Engagement“.

Fassen wir zusammen: Eine Stadt wäre also sozial, wenn möglichst viele Bewohner gesellig sind, Solidarität praktizieren und sich zivilgesellschaftlich engagieren.

Ich möchte dann aber noch eine weitere Bedeutung von „sozial“ hinzufügen, die vielleicht gerade im Zusammenhang mit „Stadt“ sehr wichtig ist:

4. Zu den sozialen Qualitäten einer Stadt gehört, dass Fremde toleriert werden und dass die Bewohner der Stadt über einen Code für den angemessenen Umgang mit Fremden verfügen. Das ist sogar konstitutiv für den Begriff „Stadt“: Eine Stadt lässt sich ja als eine menschliche Ansiedlung verstehen, in der die Wahrscheinlichkeit sehr hoch ist, dass man ständig Fremden begegnet. Die Begegnung zwischen Fremden - also zwischen Menschen, deren Biographien und genauere Lebensumstände uns unbekannt sind - ist konstitutiv für das Leben in einer Stadt.

Dieser gerade thematisierte Aspekt von „sozial“ hat etwas mit Zivilisiertheit zu tun - mit zivilisiertem Verhalten. Eine Stadt wäre dann auch in dem Maße „sozial“, wie ihre Bewohner zivilisiertes Verhalten praktizieren und in einer zivilisierten Weise miteinander umgehen: Wenn Konflikte nicht durch Gewalt gelöst werden, wenn man Fremden im öffentlichen Raum mit Höflichkeit begegnet, wenn Regeln beachtet werden und Begegnungen zwischen Menschen dem Gebot der gegenseitigen Rücksichtnahme folgen.

Wie sehr „zivilisiertes Verhalten“ mit der sozialen Qualität einer Stadt zu tun hat, zeigt ein Bericht in der BZ den ich Ihnen nicht vorenthalten möchte: Unter der Überschrift „Höfliche Jungs“ wird über eine Begegnung in der Straßenbahn berichtet: „In der Linie eins ... sitzt ein gesunder junger Mann auf einem Sitzplatz für Alte und Behinderte. Ein alter Mann steigt beim Theater ein und erklärt: Ich bin behindert und habe einen Ausweis. Der junge Mann steht natürlich auf. Fünf Minuten lang stellt er sich gelangweilt neben den Sitzplatz. Dann fragt er den alten Herrn: Wo bleibt jetzt der Ausweis?“ Diese Beobachtung deutet an, in welche Richtung sich das soziale Klima verändern könnte, wenn zivilisiertes Handeln nicht mehr selbstverständlich ist. Wir müssen dann immer mehr die abnehmende Geltung von Normen des zivilisierten

Umgangs durch Vorschriften ersetzen, vielleicht sogar Institutionen schaffen, um ein Mindestmaß an Zivilisiertheit durchzusetzen, um die fehlenden inneren Zwänge durch Fremdzwänge zu ersetzen.

Dieses kleine und vielleicht auch nicht sehr bedeutsame Beispiel zeigt aber auch, dass nicht alles, was in einer Stadt aus dem Ruder läuft, mit der Stadt selber in Verbindung gebracht werden kann. Hier haben wir es ja mit einem Fall zu tun, der auf einen sehr viel allgemeineren gesellschaftlich-kulturellen Wandel verweist.

Die Liste zum Thema „sozial“ ließe sich wahrscheinlich noch fortsetzen - aber ich will es dabei bewenden lassen und fasse vorläufig zusammen:

Eine Stadt ist in dem Maße sozial, in dem ihre Bewohner Geselligkeit, Solidarität, zivilgesellschaftliches Engagement und Zivilisiertheit praktizieren und diese Verhaltensweisen und Orientierungen durch die Gesamtheit des städtischen Lebens ermöglicht und gefördert werden - durch geeignete Institutionen, durch eine entsprechende Politik der Stadtentwicklung, durch Anreize an die Bürger, sich in diesem Sinne zu verhalten und zu organisieren.

Damit komme ich zum zweiten Punkt: Gibt es „soziale Qualitäten“ in einer Stadt, die man nicht mit dem Handeln von Individuen in Verbindung bringen kann, sondern Eigenschaften von anderen Objekten zum Ausdruck bringen? Das gibt Anlass zu meiner zweiten These:

These 2: Das ist in der Tat der Fall und diese Objekte sind vor allem Organisationen und Räume.

Ich beginne mit den Organisationen, also mit der sozialen Infrastruktur einer Stadt. Bemisst sich die soziale Qualität einer Stadt auch nach dem Umfang der sozialen Infrastruktur? Das „Soziale“ einer Stadt würde man dann damit verbinden, dass es in ihr Organisationen und Institutionen gibt, die soziales Verhalten anregen, vielleicht anleiten oder erzwingen, bzw. ein soziales Umfeld ermöglichen oder ein Ersatz dafür sind. Das wären z.B. Organisationen, die Geselligkeit fördern, die solidarische Aufgaben übernehmen und zu zivilisiertem Verhalten anleiten bzw. unzivilisiertes Verhalten verhindern und den zivilgesellschaftlichen Beitrag der Bewohner organisieren. Eine Stadt wäre dann in dem Maße sozial, in dem es in ihr solche Einrichtungen gibt - Einrichtungen im weitesten Sinne, also Organisationen aber auch Institutionen, d.h. Regelsysteme. Man könnte dann sagen, dass eine Stadt in dem Maße sozial ist, in dem es in diesem Sinne eine soziale Infrastruktur gibt - wenn sie z.B. möglichst viele soziale Einrichtungen anbietet: Treffs für Senioren und Jugendliche, Beratungsstellen, Betreuungen für Kinder und Pflegebedürftige, Horte, Quartiersmanager, Therapieangebote.

Die Versuchung ist wohl sehr groß, die soziale Qualität einer Stadt auf diese Weise zu beschreiben. Aber das wäre vielleicht nicht besonders sinnvoll, denn eine hohe Infrastrukturdichte könnte ja auch bedeuten, dass es den Bewohnern nicht aus eigener Kraft gelingt, ein soziales Umfeld zu schaffen oder sich sozial zu verhalten. Das ist das eine und außerdem lässt sich auch die Vermutung nicht ohne weiteres von der Hand weisen, dass eine hohe Versorgungsdichte auch soziale Probleme anziehen kann. Bei sozialen Einrichtungen ist das z.T. ganz ähnlich wie

beim Straßenverkehr: immer mehr und immer aufwendigere Straßen beseitigen nicht den Verkehr, sondern ziehen ihn geradezu an. Ist es im Bereich der sozialen Einrichtungen vielleicht ganz ähnlich? Natürlich werden jetzt alle, die in diesem Bereich tätig sind, protestieren. Sie verstehen ihre Tätigkeit ja als Hilfe, als praktizierte, und als Dienstleistung bezahlte Solidarität. Und sie verstehen ihre Arbeit als *Reaktion* auf soziale Probleme - das ist sicher überwiegend auch der Fall, aber sicher gilt auch für den Bereich der sozialen Dienstleistungen und Infrastrukturen das Prinzip der Ökonomie, dass jedes Angebot sich auch seine Nachfrage schafft.

In diesem Zusammenhang muss ich auch an Beobachtungen denken, die ich in Santiago de Chile gemacht habe. In dieser Stadt gibt es ja so gut wie keine soziale Infrastruktur, und auch im Falle von Arbeitslosigkeit oder Krankheit sind die Menschen so gut wie völlig ungesichert und auf sich selbst angewiesen. Die Polarisierung der Bevölkerung in arm und reich ist unvorstellbar. Nirgendwo auf der Welt gibt es so viel soziale Ungleichheit wie in Lateinamerika. Der Neoliberalismus hat sich total durchgesetzt und in Chile einerseits ein beachtliches wirtschaftliches Wachstum produziert, andererseits aber auch Armut und Elend. Aber die Menschen in den Barrios halten zusammen, sie helfen sich, sind solidarisch, feiern ihre Feste und nirgendwo sind mir so viele Menschen begegnet, die ihre Würde und Fröhlichkeit nicht verloren haben. Wie „sozial“ ist nun eine solche Stadt? - ohne soziale Infrastruktur, aber mit viel Geselligkeit und Solidarität. Und wie ist so etwas möglich? Liegt das an den kulturellen Unterschieden, an Mentalitätsunterschieden an Unterschieden in der gesellschaftlichen Entwicklung?

Wenn es um Fehleinschätzungen geht, fallen mir auch die Beschreibungen und Erzählungen von Jane Jacobs ein. Sie berichtet über ein Quartier, das bei den Stadtplanern und Sozialfachleuten in Verruf steht und als sanierungsbedürftig gilt - hier bei uns hätte es wohl gute Chancen, in das Bund-Länder-Programm Soziale Stadt aufgenommen zu werden. Aber Jane Jacobs sieht das ganz anders. Sie schließt sich diesem Urteil über die angebliche Verwahrlosung des North End nicht an, sondern beschreibt begeistert die Vitalität des Viertels, das „Ballett der Straße“, und eine besonders wichtige Qualität, die ja auch etwas mit „sozial“ zu tun hat: In diesem Viertel gibt es Kontakte zwischen Menschen, die sich kaum kennen, die sich aber dennoch als Hilferessourcen mobilisieren lassen, auch ohne dass ein enges und freundschaftliches Verhältnis zwischen ihnen besteht. Niemand würde z.B. im North End auf die Idee kommen, den Kioskbesitzer, der bei Abwesenheit die Blumen versorgt, zum Kaffee einzuladen. Ähnliche Beschreibungen zum Thema Hilfe bei der Bewältigung alltagspraktischer Probleme findet man im Übrigen bei Oscar Lewis, wenn er von dem Leben in sogenannten Elendsvierteln erzählt.

Die soziale Qualität einer Stadt lässt sich also nur mit großen Einschränkungen durch den Umfang der sozialen Infrastruktur beschreiben. Man könnte hier allenfalls von einer „sekundären sozialen Qualität“ sprechen, die ersatzweise eingerichtet wurde, weil sich primäre soziale Qualitäten nicht in ausreichendem Maße entwickelt haben.

Ich komme dann zu einer weiteren Bedeutung von „sozial“, die nicht als Eigenschaft von Individuen eingeführt werden kann. Diesmal geht es um Räume bzw. um die Nutzung von Räumen. Dazu meine

These 3: Die soziale Qualität einer Stadt hat auch etwas mit der Verteilung räumlicher Chancen und Lasten zu tun.

Das ist natürlich ein ganz zentrales Thema in einer Stadt: wie verteilen sich Nutzungen und soziale Gruppen auf den städtischen Raum und hat diese Verteilung eine soziale Bedeutung? Das ist natürlich der Fall: denn durch die Verteilung von Nutzungen und sozialen Gruppen im Raum werden auch Chancen und Belastungen verteilt. Und wenn wir darüber urteilen wollen, wie sozial diese Verteilung ist, kommen wir zwangsläufig zu dem Thema „Gerechtigkeit“ und damit zu einem sehr schwierigen Thema. Ich will das vorerst noch ein bisschen ausklammern - aber nicht endgültig: ich werde noch darauf eingehen - und erzähle zunächst ein paar Beispiele, um die soziale Bedeutung von Raumverteilungen zu veranschaulichen.

Das eine ist die sogenannte räumliche Segregation: die Konzentration sozialer Gruppen in bestimmten Quartieren der Stadt, wobei sich der Begriff eigentlich immer auf die räumliche Konzentration von benachteiligten Gruppen bezieht. Diese Segregation ist dann ein besonderes Problem, wenn sozialstrukturell bedingte Benachteiligungen wie z.B. Arbeitslosigkeit, noch einmal überlagert werden, gewissermaßen verschärft werden durch die Konzentration dieser benachteiligten und marginalisierten Gruppen in bestimmten Teilen der Stadt. Bekanntermaßen kann auf diese Weise eine negative Eigendynamik entstehen, eine nach unten gerichtete Spirale aus zunehmend schlechter werdender Bausubstanz, unzureichender Infrastruktur und Verkehrsanbindung, aus Diskriminierungen, Hoffnungslosigkeit und abweichendem Verhalten.

Hier haben wir also eine Qualität des Sozialen, die nicht allein über die Eigenschaft oder das Verhalten von Individuen definierbar ist, sondern über die Eigenschaft des städtischen Raumes. Wir müssten dann sagen, eine Stadt ist in dem Maße sozial, in dem es nicht zur Segregation benachteiligter Gruppen kommt - bzw.: in dem Maße, in dem Segregation nicht eine negative Eigendynamik entstehen lässt.

Ein anderes Beispiel ist die Nutzung des öffentlichen Raumes. Das ist der Raum, der allen ohne Einschränkung zur Nutzung offensteht. Jedenfalls ist das die allgemeine Vorstellung, die man mit öffentlichem Raum in Verbindung bringt. In der Praxis besteht dieses allgemeine Zugangsrecht jedoch sehr oft nicht mehr. Öffentlicher Raum kann z.B. in hohem Maße privatisiert und damit der allgemeinen Nutzbarkeit entzogen werden: durch das Parken von Fahrzeugen oder durch Regeln, die für bestimmte Personengruppen - z.B. Kinder, Bettler, Musikanten, Obdachlose - die Zugangsmöglichkeiten beschränken oder gänzlich ausschließen.

Eine alte Streitfrage ist auch, welche Funktionen im öffentlichen Raum im Vordergrund stehen sollten: die Verkehrsfunktion oder die Aufenthaltsfunktion. Von Stadtplanern wird nicht selten die

Auffassung vertreten, dass die Straßen vor allem dem Verkehr dienen. Darüber könnte man durchaus streiten und wenn wir uns die Geschichte der Stadt betrachten, war das ja keineswegs immer so. Diese Streitfragen haben natürlich auch eine Bedeutung für die sozialen Qualitäten einer Stadt. Wenn wir der Aufenthaltsfunktion den Vorrang einräumen, profitieren davon vor

allein die weniger mobilen Bewohnergruppen, also z.B. Kinder oder ältere Menschen, oder Menschen, die nicht über ein Fahrzeug verfügen. Wenn die Verkehrsfunktion im Vordergrund steht, dann profitieren davon vor allem die mobilen Stadtbewohner.

Weitere Beispiele ließen sich leicht finden, z.B. die Auseinandersetzungen um den Standort von Gewerbebetrieben, oder das Thema Nachverdichtung in Wohnquartieren um Wohnmöglichkeiten für Familien mit Kindern im Stadtgebiet zu schaffen.

Es geht dabei immer um Verteilungsfragen: welche Verteilung des städtischen Raumes ist unter sozialen Gesichtspunkten optimal, auf welche Weise kann diese Verteilung zu einer Optimierung der sozialen Qualität von Stadt beitragen? Wenn es um Verteilungsfragen geht, lässt sich natürlich das Problem der Gerechtigkeit nicht mehr ausklammern, denn die Verteilung des städtischen Raumes auf Nutzungen und soziale Gruppen ist auch eine Verteilung von Belastungen und Privilegien, eine Verteilung von raumgebundenen Chancen und Lasten: Raum für den Verkehr, für das Wohnen, für Erholung, für Erlebnisse - Raum, der von verschiedenen Gruppen beansprucht wird: von Kindern, von Berufstätigen, von alten Menschen, von Autobesitzern, von Yuppies, von Radfahrern usw. Wenn es darum geht, den städtischen Raum auf diese Nutzungen und die damit verbundenen Chancen und Lasten zu verteilen, wird das sehr oft durch den Hinweis auf Sachzwänge begründet. Das ist natürlich eine Ideologie, denn in Wahrheit haben wir es mit einem Gerechtigkeitsproblem zu tun.

Ich schlage deshalb vor, die soziale Qualität einer Stadt auch danach zu bemessen, in welchem Maße der städtische Raum gerecht verteilt ist. Nun ist das natürlich ein sehr unklares, zumindest aber sehr schwer operationalisierbares Kriterium. Denn es gibt ja sehr unterschiedliche Vorstellungen darüber, was gerecht ist und wie eine gerechte Verteilung der Nutzungsmöglichkeiten des städtischen Raumes aussehen sollte. Wir können also nicht sicher sein, ob die Frage nach einer gerechten Verteilung überhaupt in einer rationalen Weise also durch die Berufung auf Vernunftgründe beantwortet werden kann. Ich glaube, dass das durchaus möglich ist, dass wir zumindest in der Lage sind, dafür geeignete und rationale Kriterien zu entwickeln - ob die dann in der Praxis zur Anwendung kommen, ist eine andere Frage. Aber es ist durchaus möglich, Kriterien zu entwickeln, mit denen sich eine gegebene Verteilung der Nutzung des städtischen Raumes - und damit auch die soziale Qualität dieser Verteilung - kritisch beurteilen lässt.

Diese Kriterien lassen sich aus dem von John Rawls vorgeschlagenen Konzept von Gerechtigkeit als Fairness entwickeln. Der Grundgedanke ist relativ einfach, so dass ich ihn hier rasch skizzieren kann: Stellen wir uns vor, wir müssten Regeln für die Verteilung der Nutzung des städtischen Raumes aufstellen. Wir müssen uns weiterhin vorstellen, dass wir in dieser Situation keinerlei Informationen darüber besitzen, über welche Eigenschaften wir in unserem späteren Leben verfügen werden. Wir entscheiden also unter einem „Schleier des Unwissens“. Nur wenig ist sicher, z.B. dass wir auf jeden Fall eine Zeitlang ein Kind sein werden, dass wir älter werden und auch einmal sterben. Wir wissen aber nicht, ob wir Mann oder Frau sein werden, ob arbeitslos oder erwerbstätig, ob reich oder arm, ob verheiratet mit mehreren Kindern oder Single, ob Autobesitzer oder Nichtbesitzer, ob behindert oder voll mobil. Wir wissen aber, dass

es alle diese Möglichkeiten gibt, können aber nicht ihre Wahrscheinlichkeiten abschätzen. Stellen wir uns also vor, Menschen kommen in einer solchen Situation zusammen und müssen Regeln erfinden, wie die Verteilung von Nutzungen im Raum zu organisieren ist. Wir können ruhig unterstellen, dass diese Menschen sich eigennützig entscheiden und dennoch - das ist jedenfalls die Meinung von Rawls - werden sie sich einigen können und zu einer fairen Verteilung von Chancen und Lasten kommen. Natürlich ist diese Idee von Rawls nicht geeignet, um die konkrete Entscheidungspraxis über die räumliche Verteilung von Nutzungen zu rekonstruieren. Aber dieses Modell ist aus zwei Gründen doch sehr nützlich:

1. Es könnte sein, dass wir auf diese Weise zu begründbaren Kriterien für die Bewertung der Verteilung räumlicher Chancen und Lasten kommen. Und 2. könnte es nur wünschenswert sein, wenn alle diejenigen, die über die Verteilung räumlicher Chancen zu entscheiden haben - nicht nur die Gemeindepolitiker, sondern auch engagierte Bürger - sich öfter einen solchen „Schleier des Unwissens“ zulegen würden, um zu phantasieren, welche Auswirkungen ihre Entscheidungen auf die Lebenssituation anderer und damit auch auf die soziale Qualität ihrer Stadt haben.

Ich möchte zum Schluss nun meine Ausführungen in Thesenform zusammenfassen:

1. Aus verschiedenen Gründen ist die Stadt in ihren administrativpolitischen Grenzen keine sehr sinnvolle Einheit - weder unter den praktischen Gesichtspunkten der politischen, fiskalischen, ökonomischen und sozialen Verflechtungen und sicher auch nicht unter analytischen Gesichtspunkten.
2. In einem sehr allgemeinen und elementaren Sinne lässt sich die soziale Qualität jeder räumlichen Einheit - gleichgültig ob Dorf, Wohnquartier, Stadt oder Agglomeration - über die Eigenschaften und das Handeln von Personen beschreiben. Eine Stadt ist in dem Maße sozial, in dem die folgenden Eigenschaften vorliegen oder fehlen:
 - gesellschaftlicher Austausch zwischen den Bewohnern
 - praktizierte Solidarität
 - zivilgesellschaftliches Engagement und
 - zivilisiertes Verhalten der Bewohner
3. Für die soziale Qualität einer Stadt lassen sich aber auch Eigenschaften benennen und begründen, die sich nicht Individuen und ihrem Verhalten, sondern anderen Objekten zurechnen lassen - das sind vor allem Organisationen und Räume:
 - Die Ausstattung einer Stadt mit sozialer Infrastruktur gibt nur sehr bedingt Aufschlüsse über die soziale Qualität einer Stadt - allenfalls in dem Sinne, dass wir von einer „sekundären sozialen Qualität“ sprechen können.
 - Wenn es um den städtischen Raum geht, bemisst sich die soziale Qualität einer Stadt an der gerechten Verteilung von räumlich bedingten Chancen und Lasten. Und eine interessante Möglichkeit, den Begriff der Gerechtigkeit zu explizieren, bietet das von John Rawls vorgeschlagene Konzept der „Gerechtigkeit als Fairness“.